



Unverkäufliche Leseprobe

Tanya Huff  
**Blood Ties**  
**Band 5: Blutschuld**



448 Seiten  
ISBN: 978-3-8025-8194-6

Mehr Informationen zu diesem Titel:  
[www.egmont-lyx.de](http://www.egmont-lyx.de)

# 1

„Wie fühlst du dich?“

Der junge Mann versuchte ein Schulterzucken, hatte aber nicht die Kraft dazu. „Gut“, murmelte er und sah die Ärztin mit müden Augen an. Die Wunde am Einschnitt pochte, und er war zu erschöpft, um pinkeln zu können, ohne dass ihm der riesige Pfleger den Schwanz hielt, aber das würde er der Frau nicht unter die Nase reiben. Es gab Leute, die behaupteten, er habe Probleme mit Autoritätspersonen. Wenn schon!

Er hatte das Geld. Jetzt wollte er es auch ausgeben. „Wann kann ich gehen?“

„Gehen?“

„Von hier verschwinden“, brummte der junge Mann.

„Um dir das mitzuteilen, bin ich heute Morgen gekommen.“ Die Ärztin trat vom Bett des jungen Mannes zurück, ihr Gesicht zeigte keinerlei Regung. „Du kannst nachmittags gehen.“

„Wann genau?“

„Schon bald.“

Als sie weg war, zog er die Beine unter der Bettdecke hervor und setzte sie vorsichtig auf den Boden. Langsam richtete er sich auf, ließ den Bettpfosten los und tat den ersten Schritt. Das Zimmer drehte sich, und er wäre gefallen, hätte sich nicht sofort eine fleischige Hand, die ihn mühelos aufrecht hielt, um seinen Arm gelegt.

„Sie sind ein gottverdammter Leisetreter“, sagte der junge Mann wütend und wandte sich zu dem Pfleger um. „Hätten mich fast zu Tode ...“

Der Griff um seinen Arm verstärkte sich, und der Rest des Satzes ging in einem plötzlichen Schmerz unter.

„Sie tun mir weh, Mann!“

„Das weiß ich.“ In den Tiefen sanfter brauner Augen glitzerte etwas, was normalerweise hinter einer Maske hingebungsvoller Friedfertigkeit verborgen lag.

Die untergehende Sonne strich mit einem sanft fließenden Goldton über die Wellen der English Bay, vergoldete ein paar Jogger im Sunset Beach Park, zog an den Stränden am False Creek Spuren aus glitzerndem Bernstein, drang sogar durch das gefärbte Fensterglas im vierzehnten Stock einer Eigentumswohnanlage namens Pacific Palace und in die Augen eines jungen Mannes, der beim Anblick des Sonnenuntergangs aufseufzte. Vancouver, British Columbia, schmiegte sich zwischen die hohen Berge der Rocky Mountains und die Wasser der Straße von Georgia, erfreute seine Bewohner mit den wohl schönsten Sonnenuntergängen der Welt – aber das Seufzen des jungen Mannes am Fenster hatte mit der Sonne nur wenig zu tun.

Tony Foster schirmte sein Gesicht mit der Hand gegen die Sonne ab, starrte aus dem Fenster und zählte die Minuten. Um exakt neunzehn Uhr zweiundzwanzig piepste der Alarm an seiner Armbanduhr. Die blassblauen Augen immer noch unverwandt auf den Horizont gerichtet, stellte er ihn ab und legte den Kopf in den Nacken, in Erwartung der Geräusche aus dem Innern der Wohnung, die ihm anzeigen würden, dass die Nacht unausweichlich begonnen hatte.

Henry Fitzroy lag in völliger, fraglos künstlich geschaffener Finsternis und schüttelte den Zugriff der Sonne ab. Das leise Rascheln des Baumwolllakens, das entstand, wenn sich sein Brustkorb hob und senkte, sagte ihm, dass er einen weiteren

Tag heil überstanden hatte. Er hörte dem Rascheln zu, bis es vom Herzschlag, der im Raum hinter seiner fest verschlossenen Schlafzimmertür seiner harnte, und schließlich von den Tausenden anderer Geräusche hinter den Wänden seines Refugiums übertönt wurde.

Henry war diese Art des Erwachens, diese fortgesetzte Verletzlichkeit, bis er endlich voll bei Bewusstsein war, immer verhasst gewesen. Jeden Abend war er bemüht, die Zeit, in der er hilflos und noch nicht völlig bei sich dalag, zu verkürzen. Seine Bemühungen waren nicht wirklich von Erfolg gekrönt, aber die Anstrengung verlieh ihm das Gefühl, nicht vollkommen machtlos zu sein.

Er spürte das Betttuch auf der Haut, er spürte die unbewegte Luft ...

Dann plötzlich Kälte.

Eine Kälte, die es nicht geben durfte.

Henry hatte sein Schlafzimmer, das kleinste der drei in der Wohnung, nicht an die Klimaanlage angeschlossen. Das Fenster war mit Sperrholz vernagelt, die Ritzen zwischen den Platten sorgfältig abgedichtet. Vor dem Fenster hingen dichte Vorhänge. Er hatte an allen vier Seiten der Tür flexible Gummiabdichtungen angebracht, die zwar nicht luftdicht waren, derart drastische Temperaturschwankungen aber mit Sicherheit verhindert hätten.

Henry spürte, dass er nicht allein war.

Jemand war bei ihm im Zimmer. Jemand ohne Geruch, ohne Puls, ohne Fleisch, ohne Blut.

Ein Dämon? Vielleicht. Henry würde nicht zum ersten Mal einem der Herren der Hölle gegenüberstehen.

Henry zwang seinen unwilligen Arm, sich zu bewegen, und schaltete die Nachttischlampe ein.

Mit halb geschlossenen Augen – denn selbst vierzig Watt

können vorübergehend blenden, wenn man empfindliche Augen hat – erhaschte er einen kurzen Blick auf einen jungen Mann, der am Fußende seines Bettes stand. Dann war das schwache, durchsichtige Bild auch schon wieder verschwunden.

„Ein Geist?“ Tony warf ein Bein über die breite Seitenlehne der grünen Ledercouch und schüttelte den Kopf. „Du machst Scherze, oder?“

„Falsch geraten.“

„Spitze! Ich wüsste gern, was er will. Die wollen doch immer was“, fügte er, an Henrys fragend gehobene rotgoldene Braue gerichtet, hinzu. „Das weiß doch nun wirklich jeder.“

„Jeder?“

„Henry! Erzähl mir bloß nicht, du hättest in vierhundertpaarundfünfzig Jahren nie einen Geist zu Gesicht bekommen!“

Henry Fitzroy, unehelicher Sohn Heinrichs VIII., einstmals Duke Richmond and Somerset, stand, eine Hand gegen die kühle Fensterscheibe gepresst, die andere in die Seitentasche seiner Jeans verhakt, da und erinnerte sich an eine Nacht im ausgehenden 18. Jahrhundert. Damals hatte er mit ansehen müssen, wie eine junge Königin, völlig außer sich und laut schreiend, einen langen Flur entlanggerannt kam, um ihren König abermals um die Gnade anzuflehen, die ihr niemals zuteilwerden würde. Mehr als zweihundert Jahre zuvor hatte Katherine Howard an seiner Hochzeit mit ihrer Kusine Mary teilgenommen. Zu Katherines eigener Hochzeit war Henry nicht erschienen – ihre Heirat mit seinem Vater hatte vier Jahre nach seinem „Tod“ stattgefunden. Im Juli 1540 hatte man Katherine zur Königin gekrönt, im Februar des Jahres 1542, nur neunzehn Monate später, war sie enthauptet worden.

Sie war jung gewesen, töricht und höchstwahrscheinlich auch des Ehebruchs schuldig, dessen man sie angeklagt hatte, den-

noch hatte sie es nicht verdient, dass ihr Geist, ewig unfrei, gezwungen war, immer wieder den Augenblick zu durchleiden, in dem sie erkannt hatte, dass sie würde sterben müssen.

„Henry?“

„Was immer er will“, sagte Henry, ohne sich umzuwenden, „ich bezweifle, dass ich es ihm werde geben können. Ich kann die Vergangenheit nicht ändern.“

Tony erschauerte. Wie eine beinahe sichtbare Wolke hatten sich die Jahrhunderte um den Freund gelegt und hüllten ihn in einen Vorhang aus Zeit und Erinnerung. „Du machst mir Angst.“

„Ja? Tut mir leid.“ Der ehemalige Prinz schüttelte die Melancholie ab, wandte sich um und zwang sich zu einem Lächeln. „Du scheinst es eher lässig zu sehen, wenn man von einem Gespenst heimgesucht wird.“

Tony war froh, Henry wieder bei sich zu haben. Er zuckte die Achseln, und in dieser Bewegung war eine Spur des Straßenjungen zu erkennen, der er einmal gewesen war. „Er hat ja auch dich heimgesucht, nicht mich. Außerdem lebe ich jetzt mehr als zwei Jahre mit dir zusammen – und wenn ich an all die Verrückten denke, die ständig bei uns im Laden auflaufen! Ich habe mittlerweile gelernt, das Unerwartete locker zu nehmen.“

„Hast du das?“ Es gefiel Henry ganz und gar nicht, mit den Verrückten in einen Topf geworfen zu werden, die die Videothek heimsuchten, in der Tony angestellt war. Sein Lächeln wurde breiter, und er zeigte seine Zähne. Als er hörte, wie sich der Herzschlag des jungen Mannes beschleunigte, ging er durchs Zimmer und schlang seine elfenbeinfarbene Hand um eine schlanke Schulter. „Ich habe also die Fähigkeit eingeübt, dich zu überraschen?“

„Das habe ich nicht gesagt.“ Tonys Atem kam in rauen Stößen, als ein kühler Daumen die Linie seines Kinns nachzeichnete.

„Vielleicht nicht mit genau diesen Worten.“

„Henry?“

„Ja?“

Tony schüttelte den Kopf. Ihm reichte die Gewissheit, dass Henry nicht fortfahren würde, wenn er, Tony, es nicht wollte. Sie war ihm sogar mehr als genug, denn Tony wollte gar nicht, dass Henry aufhörte. „Nichts. Nicht weiter wichtig.“

Wenig später drangen spitze Zähne durch zarte Haut und bohrten sich in eine Ader, und eine Zeit lang wurden all die Toten im Blut der Lebenden fortgespült.

Corporal Phyllis Robert fuhr mit der warmen Abendsonne im Gesicht die Commissioner Street entlang, summte den neuesten Hit von Celine Dion und schlug auf dem Lenkrad mit den Fingerspitzen den Takt dazu. Die neuen Fahrzeuge der kanadischen Hafenz Polizei verfügten über Klimaanlage, aber Corporal Roberts schaltete ihre nie ein, weil sie sich beim Fahren mit geschlossenen Fenstern stets wie in einer Raumfähre eingeschlossen vorkam, ein Gefühl, das sie nicht mochte.

Corporal Roberts hatte bereits seit drei Stunden Dienst und war guter Stimmung. Bislang war nichts schiefgelaufen.

Als Corporal Roberts Dienst drei Stunden und fünfzehn Minuten gedauert hatte, hörte sie auf zu summen.

Sie bog gerade in den Vanterm ein, einen der siebenundzwanzig Kais für Fracht- und Kreuzfahrtschiffe im Hafen von Vancouver und derjenige, den Roberts zur Zeit am wenigsten mochte, und musste die Augen zusammenkneifen, um die winzigen Gestalten dreier Männer ausmachen zu können, die vor dem riesigen Bug eines in Singapur registrierten Containerschiffes wie Zwerge wirkten. Helle, auf hohen Pfosten angebrachte Lampen zeichneten ein Schachbrettmuster aus Containerstapeln und scharf umrissenen Schatten auf den hölzernen Ponton, wobei sie die

Gesichter der drei Männer so verschwommen erscheinen ließen, dass Corporal Roberts ihnen fast direkt gegenüberstehen musste, ehe sie feststellen konnte, dass sie einen der drei kannte.

Roberts ließ die Uniformmütze im Wagen liegen, griff zu der langen Stabtaschenlampe mit Gummigriff, vergewisserte sich mit einem kurzen Handgriff, der eher auf Gewohnheit beruhte als auf der Befürchtung, die Waffe auch wirklich einsetzen zu müssen, dass ihr Gummiknüppel dort hing, wo er hingehörte, und trat auf die Männer zu. „Lädst du in Nachtschicht, Ted?“

Ted Polich, der kleinste der drei Schauerleute, wies mit dem Kopf auf den Brückenkran, der über dem Kai zu lauern schien wie ein riesiger mechanischer Raubvogel. „Die Kontrollen wurden verschärft, und der Schweinehund hier zieht nach links. Wir wollten das noch heute Nacht hinkriegen, damit es uns morgen nicht aufhält.“

„Was Gott verhüten möge“, murmelte Roberts. Der Handel mit den Pazifik-Anrainerstaaten hatte derart zugenommen, dass der Hafen von Vancouver sein Äußerstes geben musste, um die anfallende Arbeit bewältigen zu können. „Wo ist die Sache, die ich mir ansehen soll?“

„Vorn am Bug. In einem von diesen Strudeln zwischen Mole und Schiff.“ Polich verfiel mit Roberts in Gleichschritt und steckte die Hände in die Taschen seines speckigen Overalls. „Wir dachten, sie schicken uns die städtische Polizei.“

„Tut mir leid. Fürs Erste müsst ihr mit mir vorliebnehmen. Bis wir wissen, ob das auch wirklich stimmt, was ihr da gesehen haben wollt.“

„Denken Sie, wir haben uns das ausgedacht?“, fragte einer der anderen Männer indigniert und streckte den Kopf vor, um der Polizeibeamtin einen tadelnden Blick zuzuwerfen.

Corporal Roberts schüttelte den Kopf und seufzte. „Das wäre zu viel des Guten.“



War es auch.

In dem engen Dreieck zwischen dem Bug des Schiffes und der Mole hüpfte der nackte Körper eines Mannes auf und ab. Sein Rücken wirkte wie eine dunkle, mit Haut überzogene Insel, gegen die wie schwarzes Seegras die Haare schlugen.

„Mist.“

Polich nickte. „Meine Worte. Meinen Sie, er ist selbst da hineingesprungen?“

„Das bezweifle ich.“ Es sprangen zwar manchmal Selbstmörder von der Lion's Gate Bridge, aber bisher war der Polizei noch kein Fall untergekommen, bei denen diese Verzweifelten sich die Zeit genommen hätten, sich vor ihrer Tat zu entkleiden. Roberts richtete ihre Taschenlampe auf das Wasser und ließ den Lichtstrahl langsam über die Leiche gleiten. Ein Muster aus großen und kleinen Flecken zierte die Haut. Der Mann war nicht alt, würde auch nicht mehr älter werden, wie Roberts finster feststellte, und er hatte noch nicht lange im Wasser gelegen.

„Komisch, warum wohl manche oben bleiben und manche untergehen“, sinnierte Polich, der neben der Beamtin stand. „Der Typ besteht doch nur aus Haut und Knochen, der hätte doch eigentlich gleich auf Grund ... verdammter Mist! Sehen Sie sich das an!“

Auch die anderen beiden Schauerleute traten aufgeregt näher, um besser sehen zu können.

Roberts wurde nach vorn gedrängt, sie schwankte einen Moment lang am äußersten Kairand, ehe sich ein muskulöser Arm wie ein speckiger Rettungsring um ihren Körper schob und sie in letzter Minute vor einem möglicherweise nicht ungefährlichen Bad bewahrte. Sie holte tief Luft, bedankte sich bei Polich und wies die anderen beiden Männer scharf zurecht.

Als die beiden zurücktraten, zu sehr mit dem Leichnam im Wasser beschäftigt, um wirklich vom Tadel der Beamtin beein-

druckt zu sein, murmelte einer von ihnen: „Was zum Teufel ist denn mit seinen Händen passiert?“

Der Sonnenuntergang der folgenden Nacht fand hinter einer so dichten Wolkendecke statt, dass nur das immer schwächer werdende Licht bezeugte, dass die Sonne wirklich untergegangen war. Um neunzehn Uhr dreiundzwanzig schaltete Tony seinen Wecker aus und drehte den Ton einer völlig unsinnigen Fernsehdebatte ab, die nur gesendet wurde, weil sich der Anpfiff zu einem Heimspiel der Seattle Mariners wegen des Wetters verzögerte. Wer wollte schon davon hören, dass es im Land nicht genug Organspender gab, wenn alle auf ein wichtiges Baseballspiel warteten? Tony hätte sich nie träumen lassen, dass ihm Fergie Oliver eines Tages fehlen könnte. Er lehnte sich zurück, blickte den Flur entlang, lauschte auf die ersten Anzeichen für Henrys Rückkehr ins Leben und wartete darauf, dass ein Gepensst mit seinen Ketten rasseln würde.

Die Sonne lockerte langsam ihren Griff, und Henrys Sinne fingen an, wieder normal zu arbeiten. Der Vampir ließ wohl hundert vertraute Gefühle vor seinem geistigen Auge vorüberziehen und verwarf sie alle: Die Brise, die mit eisigen Fingern über seine Wange strich, durfte es eigentlich gar nicht geben. Mühsam brachte Henry seinen rechten Arm dazu, sich zu bewegen und die Nachttischlampe einzuschalten.

Der Geist stand dort, wo er auch am Vortag gestanden hatte – ein junger, nicht besonders auffälliger Mann, dem ein Haarschnitt und eine Rasur gutgetan hätten und der Jeans und T-Shirt trug. Die Umrisse des Mannes waren nicht klar zu sehen, und obwohl Henry erkennen konnte, dass sein T-Shirt eine Aufschrift trug, konnte er sie nicht entziffern. Entweder hatte sich die Schrift nicht vollständig materialisiert, oder Henry wurde durch

die Dinge auf dem Ankleidetisch hinter dem halb durchsichtigen Oberkörper des Geistes abgelenkt – was zutraf, hätte er nicht sagen können. Henry konnte sich nicht erinnern, den jungen Mann jemals in lebendem Zustand gesehen zu haben.

Er hatte erwartet, die Erscheinung würde sich auflösen, sobald er sich aufrichtete, aber sie blieb am Fuß des Bettes stehen. Er wartet auf etwas, dachte Henry. Der Geist schien in seiner ganzen Haltung förmlich vor Erwartung zu schreien – falls man an der Körperhaltung eines körperlosen Wesens überhaupt irgendetwas ablesen konnte.

„Na gut.“ Henry seufzte und lehnte sich gegen die Kopfstütze seines Bettes. „Was willst du?“

Der Geist hob langsam beide Arme und verschwand.

Henry starrte noch einen Augenblick auf die Stelle, an der er gestanden hatte, und fragte sich, was mit den Händen des Mannes geschehen sein mochte.